Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 26 (1932)
Heft: 5

Artikel: Der Gott der Verlorenen
Autor: Holzer, Christian
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-136284

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Gott der Verlorenen.

I.

Hier ist dein Schemel, dort ruh'n deine Füße, wo die Aermsten und Niedersten, wo die Verlorenen leben. Wenn ich versuche, mich dir zu neigen, kann mein Haupt nicht die Tiefe erreichen, wo deine Füße ruh'n unter den Aermsten und Niedersten, den Verlorenen. Stolz kann niemals sich nähern, wo du umhergehst in den Gewändern der Demütigen unter den Aermsten und Niedersten, den Verlorenen. Mein Herz findet nie seinen Weg dorthin, wo du Freundschaft hältst unter den Freundlosen, unter den Aermsten, den Niedersten, den Verlorenen. Tagore.

Haben wir auch schon daran gedacht, welcher Mensch zum erstenmal das Wort von der Liebe Gottes gefunden hat und auf welche Weise es geschah? Soviel ich sehe, war es auf dem Gebiet der Bibel der Prophet *Hosea*. Wie ist er dazu gekommen? Er hat ein schlechtes Weib geheiratet, ein Weib, das schon, wo es zum erstenmal genannt ist, als Dirne bezeichnet wird. Ob er das schon wußte, als er sie heiratete (der Prophet tat diesen Schritt auf Gottes Geheiß) oder ob er ihr schlechtes Wesen erst im Verlauf ihrer Ehe an ihrer Untreue entdeckte, kann man wohl nicht sicher entscheiden. Ebenso weiß man nicht recht, wie man die weitere Erzählung zu verstehen hat und ob es dem Propheten gelang, die Frau auf bessere Wege zu bringen. Aber wenn wir den Quellen Glauben schenken dürfen und nicht zu vieles als späteren Zusatz ausscheiden müssen, so scheint mir folgendes festzustehen: Dem Propheten, der nicht aufhören konnte, auch die tief Gefallene, scheinbar hoffungslos Verlorene zu lieben, ist an dieser Tatsache die ewige und unendliche Liebe Gottes aufgegangen. Er mußte sich sagen: „Wenn ich, der kleine Mensch, nicht aufhören kann zu lieben, auch das Wesen, das nicht mehr liebenswert ist, um wieviel mehr muß er, der große Gott, die Menschen lieben ohne Ende und ohne Grenzen! Die Menschen sind verblendet; es scheint keine Aussicht zu bestehen, daß sie noch umkehren. Aber er liebt sie dennoch, mit einer für menschliches Denken unbegreiflichen Liebe; er hört nicht auf, für sie zu hoffen, und er wird sie auch noch — irgendwie — zurückbringen, denn er ist der Mächtige! Jene Verlorene — Gomer, die Tochter Diblaims — nimmt eine bedeutsame Stelle ein in der Geschichte der Religion: An ihrer traurigen Existenz ging zum erstenmal einem Menschen der Glaube an die Notwendigkeit und Wirklichkeit einer unendlichen und ewigen Gottesliebe auf.

Noch sieben Jahrhunderte vergehen, dann ist die Zeit erfüllt und wirkt in demselben Lande Nordisrael, wo einst Hosea gelebt, Jesus von Nazareth. Seine Botschaft und sein Werk glauben wir zu kennen; aber beides enthüllt uns, wenn wir's betrachten, immer wieder neue Seiten. Ich erinnere zunächst, meinem Thema folgend, an das

Gleichnis vom verlorenen Sohn. Von den vielen Gleichniſſen Jeſu iſt es das bekannteſte und das mit der breiteſten Anſchaulichkeit erzählte. Der ſelbſtherrlich in die Fremde gezogene Sohn hat dort ſein Gut auf die ſchändlichſte Weiſe verpraßt. Ins tiefſte Elend geſunken kehrt er heim und wird vom Vater ſofort wieder als Sohn aufgenommen; ja, der Vater bereitet ihm ſogar ein Freudenfeſt. Haben wir eigentlich noch nie Anſtoß an dieſer Geſchichte genommen? Daran, daß der durch alle Laſter Hindurchgegangene ſogleich ohne jede Prüfung Aufnahme findet, ohne auch nur ein ernſtes, mahnendes Wort (zu allererſt wenigſtens!), daß vielmehr nur die überſchwengliche Freude, den Sohn wieder zu haben, das Wort erhält? Einem modernen Dichter iſt es eingefallen, den Gegenſtand ironiſch zu behandeln: Der heimgekehrte Sohn iſt innerlich ein Lump geblieben und enthüllt ſich in der Folge als ſolcher. Die Erzählung Jeſu gibt uns ja wirklich keinen ganz ſichern Anhalt, zu denken, daß es anders geweſen ſein *müſſe*. Denn daß der Sohn heimrennt, weil er Hunger hat, und daß er ein paar ſchöne Worte der Selbſtdemütigung vor dem Vater ſpricht, das iſt doch noch keine Gewähr für eine Beſſerung wirklich von Grund aus. Hat der Vater bei der Heimkehr des Sohnes nicht etwas vorſchnell gehandelt, und hat der ältere Sohn mit ſeiner Reklamation nicht doch ein wenig Recht? Oder hat Jeſus einen ſo ſtarken, für menſchliche Verhältniſſe faſt übertriebenen Ausdruck *gebraucht*, um ſagen zu können, was er ſagen wollte: von der Liebe Gottes, wie ſie ſchon auf den erſten Schritt der Umkehr ſich ſo wunderherrlich offenbaren kann? Ja, gewiß, er hat allen an ſich ſelbſt Verzweifelnden, allen denen, die infolge ſchwerer Schuld, die auf ihnen laſtete, um jedes Selbſtvertrauen und jeden Lebensmut gekommen waren, wieder Mut machen und ihnen ſagen wollen: „Ihr könnt nicht groß genug von Gottes Liebe denken! Sie kann alles bald zurechtbringen, wenn ihr zu ihr kommt!“ Es iſt das ewige Erbarmen, das alles Denken überſteigt... Wir können uns nicht ausdenken, in wie vielen Fällen ſchon dieſes herrliche Gleichnis ſeinen Zweck erfüllt hat, wieviel neuen Mut in Verzweiflung, wieviel Kraft zum Beginn eines beſſeren Lebens es armen Menſchen ſchon gegeben hat. Nicht umſonſt hat die Ueberlieferung es in dieſer liebevollen Ausführlichkeit feſtgehalten, und nicht umſonſt hat es immer als eines der Kernſtücke des Evangeliums gegolten. Aber bei allem, was uns ſo lieb und vertraut geworden iſt, beſteht die Gefahr, daß es uns zu gewöhnlich wird und wir ſchließlich gar nicht mehr merken, was es uns Erſtaunliches ſagt.

Eine Beſtätigung dieſes Erſtaunlichen gibt uns Jeſu eigenes Verhalten: Seine ſeltſame Liebe zu den Verlorenen ſeines Volkes. Eine Reihe bekannter Geſtalten tritt uns da entgegen: Es ſind die Zöllner und Sünder und Sünderinnen. Es iſt uns Chriſten immer noch nicht genügend aufgefallen, wie befremdlich es iſt, daß Jeſus für dieſe

Partei nahm gegen die Frommen, die Guten und Gerechten ſeiner Zeit. Aber ſeinen Zeitgenoſſen iſt es aufgefallen, und ſie haben geſagt: „Siehe, wie iſt der Menſch ein Geſelle der Zöllner und Sünder!“ Er mußte ſich deswegen viel Hohn und Verleumdung gefallen laſſen; aber er wußte, was er tat. Er hörte nicht auf, den Gefallenen, von der öffentlichen Meinung bedingungslos Verurteilten, die rettende Hand zu reichen und ſie mit gütigem und ernſt warnendem Wort wieder aufzurichten. So gab er ihnen die Kraft zu einem neuen Leben. Um das Verlorene zu ſuchen und zu retten, war er ja gekommen!

Zum Zeichen, daß ſein dahingehendes Wirken auch in der allergrößten Not nicht aufhört, auch dann nicht, wenn alle irdiſchen Lebenshoffnungen zu Ende ſind, iſt uns noch die Geſchichte vom *Schächer am Kreuz* gegeben. Bei ihr möchte ich noch verweilen. Wir alle kennen ſie. Von den beiden mit Jeſus gekreuzigten Verbrechern verſpottet ihn der eine; der andre dagegen verweiſt es ihm und bittet Jeſus, ſeiner zu gedenken. Dieſer gibt ihm die Zuſage: „Heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſein!“ Gewöhnlich wird dieſe Geſchichte zu etwas ganz Unrichtigem verwendet: Es wird eine abgrundtiefe Kluft gezogen zwiſchen den beiden Schächern; der eine war bußfertig und konnte noch gerettet werden, der andre war unbußfertig und iſt darum der für immer Verworfene. Wenn ich daran denke, welche körperlichen Qualen die beiden am Kreuze auszuſtehen hatten, daß der eine, der ſogenannte Gute, dieſe Qualen vielleicht noch beſſer ertrug als ſein Kamerad, weil er ſtärker war, ſo erſcheint mir dieſe abſolute Scheidung ziemlich töricht. Die beiden ſtanden wohl gar nicht ſo weit voneinander: Nur hatte der eine noch die Kraft, ſich über die Schmerzen zu erheben, und der andre nicht mehr, ſo daß er in die Verzweiflung verſank. Unvergeßlich ſind *Albert Steffens* ergreifende Ausführungen zu dieſer Szene: Zwei Männer haben am Fuß des Hügels Golgatha geſtanden und alles geſehen und ſind dann auseinandergegangen. Da kommt's dem einen in den Sinn, daß der unbußfertige Schächer der Bettler war, dem er vor ein paar Tagen mit harten Worten eine Gabe verweigert hatte. Er muß ſich ſagen: „Wäre ich freundlicher zu ihm geweſen, ſo wäre er vielleicht nicht zum Mörder geworden, hinge jetzt nicht am Kreuze und wäre nicht verzweifelt!“ Er kann keine Freude und Ruhe mehr finden. Nach drei Tagen trifft er ſeinen Freund, der mit ihm auf Golgatha war. Der iſt auch in einer furchtbaren Verfaſſung; denn er hat die Entdeckung gemacht, daß jener ſelbe Mörder einſt mitarbeitete an dem ſchönen Haus, daß er ſich erbaut und darin er behaglich und ſchön zu leben gedachte. Da war es ihm unmöglich, länger in dieſem Haus zu wohnen; er hat es für immer verlaſſen. Und die beiden Männer ſchließen einen Bund, niemals ſelig werden zu wollen und niemals den andern in die ſchönen Geiſtesländer nachzufolgen, ſondern bei

dem Mörder in der Finſternis zu bleiben ſo lange, bis auch der gerettet wird und zum Lichte kommen kann. Wie ſie ſich aber die Hände reichen, ſteht ein Dritter, den ſie nicht kennen, neben ihnen und ſpricht: „Laſſet mich mit in eurem Bunde ſein: Nie wollen wir uns von der Erde abwenden, wenn nicht der Letzte mit uns kommen kann.“ Als ſie ihre Hände in die des fremden Mannes legen, ſehen ſie, daß dieſe durchſtochen ſind, und ſie erkennen den Herrn ... Ja, gewiß: Derjenige, der das Wort zum andern Schächer hat ſagen können, der dem Unglücklichen, der einfach aus tiefſter Not heraus einige hilfeflehende Worte an ihn gerichtet hatte, die herrliche Zuſicherung geben konnte: „Heute wirſt du, blutbefleckter Mörder, geſunkener Verbrecher, mit mir im Paradieſe ſein!“ ... hat ſich auch von dem andern nicht für immer abwenden können.

An anderer bedeutſamſter Stelle des Evangeliums begegnen uns dann nochmals, wie mir ſcheint, die Verlorenen: Bei dem grandioſen Bild vom *Weltgericht.* Unter den geringſten (wörtlich: den kleinſten) ſeiner Brüder, an deren Seite ſich da Jeſus ſo unbedingt ſtellt und von deren Behandlung er abhängig macht, ob ein Menſch in den Himmel oder in die Hölle kommt, ſind zunächſt wohl freilich die geringſten und ärmſten unter den Gliedern der chriſtlichen Gemeinde gemeint, die in Not, beſonders in der Not der Glaubensverfolgung ſind. Aber wenn da Hungernde, Kranke, Gefangene ohne jede einſchränkende Bezeichnung aufgezählt werden, wer wagt, irgendwelche Grenzen zu ziehen? Es iſt das Elend der Welt überhaupt, das in dieſem gewaltigen Schlußbild der Weltgeſchichte in Erſcheinung tritt, und Chriſtus, der Heiland, ſteht da vor uns als der Bruder aller Elenden: Er hat alles Leiden der Menſchen zu dem ſeinigen gemacht; er trägt es und nimmt es dadurch hinweg. Wenn aber die Chriſten geſinnt ſein ſollen, wie er geſinnt war, wenn ſie ſeine Nachfolger ſein ſollen, ſo müſſen ſie das Gleiche auch tun, ſoweit als ſie nur irgend können (Chriſtus will ihnen dazu helfen!). Als das in letzter Linie Entſcheidende ſteht dieſe große Aufgabe vor den Chriſten und vor der Chriſtenheit. „Was ihr getan habt einem meiner geringſten Brüder unter denen, die verloren gehen, das habt ihr mir getan; was ihr einem ſolchen nicht getan habt, das habt ihr mir nicht getan.“

Nun iſt das Licht, das Licht des Evangeliums für die Verlorenen, ſo hell angeſteckt, daß es nie mehr ganz ausgelöſcht werden kann. Bei Jeſu Tod iſt es noch am überwältigendſten aufgeflammt. Denn jene Menſchheit, die das Kreuz von Golgatha aufgerichtet und die vor dem Kreuz brüllt und hohnlacht, das iſt doch eine verlorene: Sie hat den Heiligen Gottes, ihre einzige Rettung, von ſich geſtoßen und getötet. Und die göttliche Antwort darauf? Die iſt Liebe, verzeihende Güte, nichts anderes. Mit dem Wort des Lebens antwortet er auf das Tötliche, Hölliſche, das ſie getan.

Etwas davon geht auf die erſten Chriſtengemeinden über. Sie

haben ſich der Menſchen aus den unterſten Schichten der menſchlichen Geſellſchaft angenommen, um die ſich bisher niemand gekümmert hatte. In ihre Reihen traten manche ein, die von der Geſellſchaft aufgegeben waren. Eine Gemeinſchaft, wie ſie uns in der erſten Chriſtengemeinde von Jeruſalem geſchildert wird — Ein Herz und Eine Seele —, hat natürlich die Kraft, ſolche zu halten, die ſonſt, auf ſich allein geſtellt, verkümmert und verdorben wären.

Jetzt ſteigt vor meinem Auge eine Geſtalt auf, kein verkommener, tiefſtehender Menſch diesmal, ſondern einer, der ſich mühte um Gottes Gebote wie kaum jemand; aber einer, der aus Treue gegen die heiligen Ueberlieferungen der Väter Jeſus und ſeine Sache haßte wie wenige: Ein fanatiſcher Verfolger der erſten Chriſtengemeinde. Alſo einer, der gründlich verloren war für Jeſu Sache. Und an ihm hat Jeſus Chriſtus ſeine Macht über Menſchen, auch über ſolche, von denen man es am wenigſten geglaubt hätte und von denen ſcheinbar gar nichts für ihn zu erwarten war, gezeigt wie an wenigen. Er hat — durch einen Gewaltſtreich, möchte man ſagen — den Mann ganz — mit Leib und Leben, mit allem, was an ihm war — zu dem Seinigen gemacht, daß er, *Paulus* von Tarſus, zum größten aller Verkündiger Chriſti geworden iſt, die bis heute gelebt haben. Seine ganze widerchriſtliche Vergangenheit mußte ihm dazu dienen, ſeine Kräfte für Chriſtus nur um ſo mehr anzuſpannen, um ſo unermüdlicher zu gebrauchen, um, wenn es möglich wäre, das Furchtbare wieder gut zu machen, was er einſt gefehlt. Denn wie der Schmerz einer unvernarbten Wunde war es ihm, daran denken zu müſſen, daß er einſt den geliebten Meiſter, der ihm jetzt alles war, verfolgt hatte. Gegen das brennende Bewußtſein davon konnte ihm nur eines, eines helfen: Tag und Nacht ſich mühen für ihn! Je größer einſt die Feindſchaft, der Haß geweſen war, deſto heißer und feuriger mußte jetzt die Liebe ſein, deſto unabläſſiger der Dienſt, um jeden, auch jeden Zweifel auszutilgen an die tiefſte Reue, die völlige Umkehr, die ſtattgefunden! Wer kann wohl ermeſſen, in wie großem Maße die Tätigkeit des Paulus ihre Einzigartigkeit — ihre tiefe Glut, ihr ewig weiterdrängendes Wirken, dem erſt Gefängnis und Märtyrertod eine Grenze ſetzte! — erhalten hat dadurch, daß ſie den Kontraſt gewinnen mußte zu einer dunklen, ſchmerzlichen Vergangenheit? Das war wie ein vorwärtstreibender Stachel. Nie konnte des Paulus Gefühl ganz befriedigt ſein: Immer mußte er, wie er uns bekennt, ſich ausſtrecken — jagen — nach dem vor ihm Liegenden. Niemals konnte ja ſeine Dankesſchuld abgetragen ſein! Auch er iſt uns ein Beweis dafür, daß Gott aus dunklem Erdreich, dem Reich der Verlorenheit, noch ſeine größten Kräfte ziehen und ſeine auserleſenſten Werkzeuge ſich bilden kann.

Leider iſt dann nach den erſten großen Jahrhunderten das Chriſtentum ſtark heruntergekommen ins bloß Menſchliche, Allzumenſch-

liche, aber etwas von der Kraft des Evangeliums auch in den Verlorenen ist als mehr oder weniger bewußte Ahnung dennoch erhalten geblieben. Ich denke an *Augustin,* der aus einem Sohn vieler Tränen, freilich auch vieler Gebete, seiner bekümmerten Mutter zum größten aller Kirchenväter wurde. Ist er gleichsam ein passives Zeugnis für die Macht der Gottesliebe, so haben wir ein noch größeres aktives an *Franz von Assisi:* Das Volk erzählte sich die wunderbarsten Dinge darüber, was die milde Güte dieses Heiligen zur Rettung von verlorenen Menschen vermochte. Wir dürfen uns ferner an den tiefen Sinn der mittelalterlichen Wohltätigkeit erinnern: Der Bettler, der Sieche und der Krüppel waren sozusagen notwendig, um in den Himmel zu kommen, und jede ihnen erwiesene Hilfeleistung, auch die allerkleinste, war darum wichtig und heilig. Das war freilich sehr unpraktisch, und eine furchtbare Demoralisation und Entartung der Frömmigkeit ins rein Aeußerliche waren die schließliche Folge. Aber solange auch nur ein wenig Ernst dabei war, zittert doch da etwas nach von der Stimmung von Matthäus 25, von jener Stimmung, in der die Angst vor dem Weltgericht sich verbunden hat mit dem Wort: Was ihr getan habt einem unter meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan. Wir kennen das heute so nicht mehr. Aber es ist damit wie mit so manchen verschwundenen Erscheinungen der Vergangenheit: Mit ihrem Schlechten ist auch ihr Gutes verloren gegangen.

Wir wenden uns den letzten Zeiten zu. Im 18. Jahrhundert, der Zeit des Pietismus und der darauffolgenden Aufklärung, vollzieht sich eine große Veränderung. Am Rande der Gesellschaft zeigen sich immer deutlicher und bedrohlicher ihre Entgleisten und Verlorenen. Sie treten wieder in den Gesichtskreis der Christenheit, und man fängt von neuem an, sich auf die Pflicht ihnen gegenüber, dieses Wesentliche des Evangeliums, zu besinnen. Nachdem die „Glaubensstreitigkeiten" ausgetobt und ausgewütet haben (in Wirklichkeit handelte es sich ja dabei in den seltensten Fällen um das, was den Namen „Glauben" in der Tat verdient) und während die Ketzer- und schließlich auch die Hexenverbrennungen langsam am Horizont verschwinden, kann in diesem Zeitalter die rettende Liebe, die nach dem Verlorenen sucht, wieder freier ihr Amt antreten. Es ist die Stunde der großen Pietisten und Philanthropen, deren Tätigkeit ja ziemlich bekannt ist. Ich möchte mich darauf beschränken, auf eine ganz große Gestalt, die in dieser Zeit wirkte, hinzuweisen, auf unsern *Heinrich Pestalozzi,* diesen wunderbaren Menschen, der so ungefähr alle fruchtbaren Gedanken der Folgezeit bis in die Gegenwart herein schon vorgeahnt und vorgedacht hat aus seinem Herzen voll Liebe heraus. Gegen die Strafmethoden der bürgerlichen Gesellschaft hat er — vor nunmehr 150 Jahren! — seine Stimme erhoben in einer erschütternden Schrift über den Kindermord. Er stellt darin sehr

radikale, zum größten Teil auch heute noch nicht durchgeführte Forderungen an die Strafjuſtiz im Sinn ihrer völligen Umgeſtaltung ins Humane. Die Folgen der Liebe *müſſen* nach ihm Dank und Beſſerung ſein; der Elende kann durch wahre Hilfe zu reineren und edleren Geſinnungen und Grundſätzen gebracht werden. Statt der roh zugreifenden ſogenannten Gerechtigkeit iſt ein tief eindringendes, liebevolles Verſtändnis nötig. Das iſt in Wirklichkeit eine Umkehr zum längſt vergeſſenen Evangelium, zur Methode Jeſu gegenüber den Sündern und Sünderinnen. Wie ergreifend iſt Peſtalozzis Hilfeſchrei für den armen Menſchen, der eigentlich gut iſt und das Gute will: „Wenn er böſe iſt, ſo hat man ihm ſicher den Weg verrammelt, auf dem er gut ſein wollte. O es iſt ein ſchreckliches Ding um dieſes ... den Weg verrammeln!" Keine Rückſicht auf dogmatiſche Korrektheit ſoll uns daran hindern, die Wahrheit dieſer flammenden Worte zu empfinden und die Schuld unſrer Geſellſchaft, auch unſrer chriſtlichen Geſellſchaft, jenen armen Menſchen gegenüber, die ſo gern gut ſein möchten, aber das Gute nicht finden können. Oder hat die Chriſtenheit dieſen Schrei ſchon genügend gehört?

Dann iſt das 19. Jahrhundert gekommen. Es hat die allergrößten äußerlichen Veränderungen gebracht im Antlitz der Menſchheit, die ungeheuerlichſten, bis heute noch nicht abgeklärten Umwälzungen und die ſchwerſten, bis heute noch nicht beantworteten Fragen. Jener bedrohliche Rand um die menſchliche Geſellſchaft — die Sphäre der Verlorenen und Entgleiſten — iſt er nicht immer größer geworden? So dringend wie noch nie ſtellt ſich uns heute die Frage nach dem Evangelium für die Verlorenen. Aber wir haben im Hinblick darauf nicht nur Anlaß zur Klage: Dieſes wegen ſeiner Glaubensarmut geſcholtene Jahrhundert hat uns ein ganz anders weites und großes Verſtändnis des Evangeliums gebracht, als es vielleicht irgend eine frühere Zeit hatte. Nur kurz weiſe ich auf die Verkündigung der beiden *Blumhardt* hin. Die Hoffnung auf das Reich Gottes, die ſie wieder auf den Leuchter ſtellten, iſt nichts anderes als die Hoffnung auf die kommende Kraft Gottes, die ſich an der *ganzen* Welt, auch ihren bisher verloren gegebenen Teilen, mächtig erweiſen muß und erweiſen wird. Ich führe einige Worte des jüngern Blumhardt an, die dieſes Evangelium mit jubelnder Freude in die Welt hinausrufen:

„Es iſt *alles* geliebt, weil Jeſus geboren iſt; alle miteinander ſollen ſich geliebt fühlen, und kein einziger Menſch ſoll ſich verworfen fühlen ... *alle* Kreaturen ſind die Geliebten, weil Jeſus geboren iſt. Der Jeſus hat an alle ſein Recht, das Recht des Liebens und des Erbarmens Gottes; das iſt das Chriſtusrecht an alle Menſchen und jede Kreatur. Dem darf nicht ein Haar breit weggenommen werden; kein Menſch, keine Sünde, kein Tod, kein Teufel darf dem Chriſtus auch nur ein Fädelein in dieſer Welt wegnehmen; alles iſt des Chriſtus geworden und eben damit auch der Liebe des Vaters im Himmel.... O wollte Gott, daß dieſe Stimme den Verlorenen zukäme!... O betet, daß dieſe Stimme wieder gehört wird; betet, daß dieſer Stimme wieder *geglaubt*, daß der *Liebe* geglaubt wird und nicht dem Tod, dem *Frieden* und nicht der Hölle, daß dem *Guten* geglaubt wird, weil Jeſus lebt.

Meinen letzten Blutstropfen will ich einſetzen, damit endlich Jeſus, der Auferſtandene, zu allen Kreaturen kommen kann, daß kein falſcher Prophet mehr irgend einer Seele den Weg zum Vater im Himmel ſchwer machen kann und darf... Chriſtus iſt die Liebe Gottes zur Welt, zur *ganzen* Welt!"

Das ſind Worte des Glaubens. Glaube iſt nämlich immer etwas Kühnes: Um einen andern Glauben gebe ich nicht viel.

Dem, was dieſe beiden Männer an Evangelium, d. h. eben an Freude, die *allem* Volk widerfahren wird, verkündet haben, antwortet auf der andern Seite das Lebenswerk und der Lebenskampf einer Reihe von großen Chriſten der Tat, wie ſie wohl kaum ein anderes Zeitalter aufzuweiſen hat. Dieſes 19. Jahrhundert iſt trotz allem doch auch das Jahrhundert der Liebe und damit auch ein Jahrhundert des Glaubens geworden: Denn die Liebe iſt der ſtärkſte Beweis des Glaubens. Wer ſind die Retter des Chriſtentums im 19. Jahrhundert geweſen? Nicht die großen Theologen, ſeine theoretiſchen Verteidiger (gegen deren Wert ich übrigens nichts ſagen will). Seine entſcheidenden Retter waren jene „*Menſchen der Liebe*" (die etwa in dem ſo genannten herrlichen Buche von Karl Nötzel dargeſtellt ſind, aber noch viele andre dieſer Art). Ich nenne die bekannteſten von ihnen: Guſtav Werner, Hinrich Wichern, Friedrich Bodelſchwingh, Thomas Barnardo, William Booth, Eliſabeth Fry, Joſephine Butler, Mathilda Wrede. Alſo diejenigen, deren Tätigkeit ſich auf die Verlorenen erſtreckte, ſeien es nun verwahrloſte Kinder, die „Brüder von der Landſtraße", die Gefangenen oder die ins Laſter Geſunkenen (ins Laſter des Alkoholismus oder des Sexualismus; beide gehen ja immer Hand in Hand). Von einer dieſer Geſtalten, einer beſonders großen und wuchtigen (die in Nötzels Buch fehlt), möchte ich noch beſonders reden.

Von *William Booth,* dem Gründer der Heilsarmee. Zuerſt ein bezeichnendes Wort aus ſeinem Mund.

„Gnade! Haſt du das Wort gehört? Haſt du ſeine Macht geſpürt? Gnade! Kannſt du ſeine verborgene, unergründliche Bedeutung beſchreiben? Gnade! Laß alle Winde dieſen Laut hinaustragen! Gnade! Ruf es hinaus in deine Umgebung, bis es keine unvergebene Sünde, keine Befleckung, keinen von der Hölle gezeichneten, ungereinigten Geiſt, keinen Unheiligen mehr gibt! Bis es keine Spur des auf der Welt laſtenden Fluches, kein Leid mehr gibt, das nicht gelindert, keine Träne, die nicht getrocknet worden wäre. Bis die Welt mit Heil überſchwemmt iſt und alle Menſchen ſich in ſeinen lebenſpendenden Strom tauchen."

Um es dazu zu bringen, wandten er und, ihm folgend, die von ihm gegründete Heilsarmee beſondere Mittel an, die die Menſchen herbeiziehen, unter allen Umſtänden aufmerkſam machen ſollten. Uns iſt dieſes äußerliche Weſen unſympathiſch, aber wenn es wirklich um eine ſo folgenſchwere Entſcheidung geht, wie die Chriſtenheit zu glauben vorgibt, iſt da nicht eine heftige Geſte, ein gellender Ton eigentlich viel begreiflicher und viel mehr am Platze als der höfliche und ſtille Anſtand der Chriſten im allgemeinen, die die

andern Menſchen ſcheinbar ganz ſeelenruhig können ins Verderben laufen ſehen? Iſt eine ſolche Haltung wirklich „chriſtlich"? Spricht ſie nicht vielmehr den einfachſten Begriffen der Menſchlichkeit Hohn? Und dabei gibt man vor, an die Liebe Gottes zu glauben und in dieſer Liebe zu wandeln? Es iſt mit Recht geſagt worden, unſre Kirche müßte etwas vom Sinn der Heilsarmee annehmen. Das könnte ja in einer freieren Art geſchehen, nicht mit den bisher dort angewandten pietiſtiſchen Methoden. Aber etwas von der angreifenden Aktivität der Heilsarmee ſollte ganz gewiß ſich der Kirche bemächtigen. Sollte die chriſtliche Gemeinde nicht überhaupt eine Armee des Heils ſein? Armeen des Unheils, des Todes gibt es genug auf Erden: Hat die chriſtliche Kirche nicht die Beſtimmung, ihnen als eine Armee des Heils in der Kraft Gottes entgegenzutreten? William Booth konnte den Anblick der unaufhörlichen Leiden der Menſchheit nicht ertragen und wurde durch die Trägheit und Gleichgültigkeit der Kirche zur Entrüſtung getrieben. Nach ſeinem Empfinden ſchrie die entſetzliche Not der Armen zum Himmel. Aus ſeiner flammenden Empörung darüber, daß man es duldete, daß Männer obdachlos die Nacht unter den Brücken auf dem Steinboden zubrachten, gingen die Urſprünge des großen Sozialwerks der Heilsarmee hervor. Den Höhepunkt ſeines weltumfaſſenden Wirkens erlebte Booth, als er 75 Jahre alt war. In dieſer Zeit befaßte er ſich noch mit der Hoffnung, die ganze Welt zu bekehren.[1]) Er, der die Schwärmerei haßte, behielt freilich dieſen Traum faſt ganz für ſich und ſprach nicht viel von ſeinem dahingehenden Hoffen und Beten. Aber ohne Zweifel hat er im Geheimen vor Gott dieſes letzte gewaltige Verlangen ſeiner Seele ausgeſchüttet und eben darum mit immer zunehmender Zähigkeit ſich ans Leben geklammert, um noch die Erhörung ſeines Flehens zu erleben und ſeinem Meiſter noch auf dieſer menſchlichen Erde der Sorgen und Tränen zu Füßen fallen zu können. Denn Gottes vollkommener Sieg auf Erden fiel für ihn zuſammen mit der Wiederkunft Chriſti (wieder muß man da an die beiden Blumhardt denken). Ueberhaupt hatte er einen unendlichen Willen zur Aktion: Die recht verſtandene Hoffnung auf Gott und ſein Reich macht den Menſchen nicht untätig, ſondern entfeſſelt vielmehr ſeine ſtärkſten Energien. So wollte Booth nicht nur in dieſem, ſondern auch im nächſten Leben wirken für die Mehrung der Ehre ſeines Herrn und für das Wohl beſonders der Geſchöpfe, die ſich am wenigſten ſelber helfen können. Kurz vor ſeinem Tode ſagte er: „Ich gehe jetzt ins Trockendock zur Reparatur." (Das iſt allerdings etwas anderes als das Denken derjenigen Chriſten, die nur ſo ſchnell wie möglich aus dieſer Welt der Verlorenheit weg nach der Ruhe des Himmels ver-

[1]) Merkwürdig, daß ſolche großen Geiſter wie Paulus, Blumhardt, Booth ſolche „ſchwärmeriſchen" Hoffnungen hegen können, über die wir andern „nüchternen" Menſchen lächeln müſſen! Aber einſt werden *ſie, die Propheten,* Recht behalten....

langen.) Noch eine kurze, für die Heilsarmee bezeichnende Anekdote: Während einer Hilfsaktion in einer bedrängten Stadt ſammelten alle Geiſtlichen der verſchiedenen kirchlichen Gemeinſchaften ihre Leute, ein jeder diejenigen, die zu ſeiner Kirche gehörten: „Wer zu meiner Kirche gehört, der folge mir!" Der Vertreter der Heilsarmee aber rief: „Burſchen, ihr alle, *die ihr zu niemand gehört*, folgt mir nach!" Iſt das nicht ſchön und dem Evangelium am meiſten entſprechend? In den Ruhepauſen ſeines höchſten Alters träumte Booth ſeinen Traum von der Welteroberung weiter; er träumte von einer Welt, die frei von Sünde ſei; er wollte die ganze Welt retten. Und unter Rettung verſtand er nicht nur die Rettung vor der Hölle, ſondern Rettung vor allen Folgen eines ſchlechten Lebenswandels, ebenſo vor Armut, Mutloſigkeit und Angſt. Ihn jammerte die ganze irrende Menſchheit, vor allem auch das Schickſal der unſchuldigen Kindlein in den Großſtädten. Das raubte ihm ſeine Ruhe, daß er, auch als er körperlich ſehr leidend geworden war, nicht ſtill bleiben konnte. Lieber Leſer, das war ein Mann, in welchem, mag er im einzelnen gedacht haben, wie er wolle, die Geſinnung Jeſu Chriſti in ſeltener Kraft lebte. Seinem Sohn und Nachfolger hat er ſein Werk übergeben, wie ein König ſein Reich übergibt, und als letztes Vermächtnis legte er ihm die Sorge für die Obdachloſen ans Herz. Eines ſeiner letzten Worte vor ſeinem Tod war (wieder denken wir an Blumhardt): „Die Verheißungen Gottes ſind gewiß." Einſt hatte er geſagt: „Solange Frauen weinen, wie ſie jetzt tun, will ich kämpfen. Solange kleine Kinder hungrig umherlaufen, wie ſie es jetzt tun, will ich kämpfen. Solange Männer ins Gefängnis gehen, hinein und heraus, wie ſie es jetzt tun, will ich kämpfen." Er hat ſein Verſprechen gehalten! Mögen die einzelnen Mittel der Heilsarmee in vielem unzulänglich und gegenwärtig veraltet ſein ... in der Richtung dieſes Geiſtes, der kämpft und hilft und rettet, geht es jedenfalls vorwärts.

II.

Ich bin am Schluß meiner geſchichtlichen Skizze angelangt. Was wollte ich damit? Was ſoll es heißen, wenn ich von einem Gott der Verlorenen rede? Einfach dieſes, daß Gottes Macht ohne Grenzen und Schranken iſt, daß ſie über alles weit hinausreicht, was unſer kleines menſchliches Denken und Urteilen noch für möglich hält: *Alle gehören zu Gott!* Ich laſſe mich nicht ein auf eine Erörterung der metaphyſiſchen Frage, ob alle Menſchen gerettet werden, ſondern ſage einfach: Die Richtſchnur unſres Verhaltens muß die Wahrheit ſein: „Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde!" Jeſus zeigt uns auch, daß einem jeden geholfen werden kann, ſobald er umkehrt. Eine jede Einſtellung, ein jedes Verhalten, die aus einem andern Geſichtspunkt herausgehen als demjenigen, daß alle gerettet werden müſſen und auch gerettet werden könnten, iſt falſch und un-

chriſtlich. Müßte danach die Aktion der Chriſtenheit nicht *ganz anders* auf *alle* gerichtet ſein, als ſie es jetzt iſt? Ihr ſagt: „Die und die ſind rettungslos verloren.“ Es mag zutreffen; aber wenn ihr es ſagt und ihr fühlt nicht, *daß ihr ſelber mit ſchuld daran ſeid*, weil ihr eine innere Verpflichtung allen gegenüber habt, dann iſt es kein chriſtliches Denken. Wozu haben wir die Kraft des Evangeliums? Wozu iſt ſie ſchon faſt zwei Jahrtauſende wirkſam auf Erden? Weichen die Chriſten nicht zurück vor dem *Ganzen* ihrer Aufgabe, vor dem Letzten und Größten? Gottes Wille iſt auf alle gerichtet, er muß ſeine Kraft an allen wirkſam erweiſen. Frühere Zeiten haben von einer doppelten Prädeſtination (Vorherbeſtimmung durch Gott) ſprechen können, von einer zum Leben und einer zum Tode. Schon für das allergewöhnlichſte chriſtliche Fühlen iſt dieſer Gedanke heute zu etwas ganz Unerträglichem und Unmöglichen geworden. Eine ſolche doppelte Prädeſtination, wie Paulus und die Reformatoren ſie lehrten, iſt für uns nicht mehr Wahrheit. (Damit ſage ich nichts gegen die tiefen Beweggründe zu dieſer Lehre. In dem, was ein Paulus und die Reformatoren lehren, iſt natürlich immer eine Wahrheit. Aber in der Starrheit, in der dort jene Lehre gemeint zu ſein ſcheint, kann ſie niemals für uns gelten.) Dann gibt es alſo nur noch *eine* Prädeſtination: die zum Leben. Gottes Wille iſt die Rettung aller! Wir aber ſollen die Werkzeuge dieſes Gotteswillens ſein, und im Evangelium mit ſeiner Liebes- und Glaubenskraft haben wir das Mittel dafür, an dieſe Aufgabe heranzutreten. Geſtalten wie diejenigen, die ich genannt und zum Teil geſchildert habe, zeigen uns auch, daß die Chriſten es könnten, daß noch ein ungeheures Reſervoir von Kräften aufgeſpeichert iſt im Evangelium. Aber heute gilt noch vielfach das Wort von dem Schatz, der im Acker *verborgen* iſt: Wer hebt ihn endlich, daß die ſtaunende Welt ſeinen Wunderglanz vollkommen ſchaute?

Die Not gerade der heutigen Welt iſt groß. Sie iſt darum ſo groß, damit wir die Notwendigkeit der Hilfe Gottes, der großen Hilfe Gottes ſelber, um ſo intenſiver ſpüren. Darum dürfen wir auch ſagen: Gerade durch dieſe Not iſt Gott vielleicht unſrem Geſchlechte näher, als er irgend einem früheren Geſchlechte war. Wird es uns heute ſchwerer, zu glauben? Zu glauben für unſre arme, verlorene Welt? Gewiß! Aber daß es uns ſchwerer wird, das ſagt uns gerade, daß wir einen größeren und ſtärkeren Glauben nötig haben, als er bis jetzt unſer eigen iſt. Die Verlorenen in der verſchiedenſten Geſtalt ſind als Zeichen der Entſcheidung an den Weg der Chriſtenheit geſtellt. Verſchwende ſie keine Zeit mehr damit, zu klagen über dieſe Erſcheinung, ſondern ſage ſie ſich einfach, daß ſie uns von Gott als Aufgabe an den Weg geſtellt iſt. Und ſolange dieſe Aufgabe nicht gelöſt iſt, werden wir durch ſie an unſre Schuld gemahnt und wird uns zum Bewußtſein gebracht, daß noch ein Mangel beſteht in

unſrem Chriſtentum. Wenn ich mir ſo oft ſagen muß im Blick auf einen Menſchen, der verkommen iſt oder unter der Laſt ſeines Uebels verzweifelt: „Ach, daß ich dir nicht helfen kann!“ ... muß ich mir nicht dazu ſagen: „Eigentlich ſollte ich, als Chriſt, dir helfen können; wenn ich das wäre, was ich ſein ſollte, könnte ich es!“ Wenn uns auf ſolche Weiſe dieſe armen Menſchen daran erinnern, daß unſre Glaubenskraft noch um vieles wachſen muß, ſind ſie uns dann nicht nötig? Nicht nur wir ſollen ihnen helfen, auch ſie helfen uns zu etwas. So bedient ſich Gott auch ihrer als ihrer Werkzeuge, wie wir ſchon ganz am Anfang ſahen.

Ueberhaupt, was ſpreche ich von den Verlorenen, als ob das eine ſo ganz beſtimmt abgegrenzte Klaſſe von Menſchen wäre! *Wir alle* ſtehen doch in Gefahr, zu denen zu gehören oder unter die zu kommen, die verloren gehen. Vor einiger Zeit ſtand im „Kirchenblatt“ ein Wort, das mich ſehr freute: „Chriſtus bedeutet nicht „Aufruf an die Guten“, ſondern Rettung der Verlorenen.“ Das bezeichnet die Situation für uns alle. In einem neueren Buch von Anna Schieber ſteht die Geſchichte einer Frau, die eine Schuld durchs Leben tragen muß. Sie hat etwas begangen, wodurch freilich nicht das Wohl von Menſchen in Mitleidenſchaft gezogen wurde, das aber doch vor den Menſchen, wenn es jemand wüßte, als ein Verbrechen gegolten und ihr die Ehre geraubt hätte. Sie trägt um ſo ſchwerer an dieſer verborgenen Schuld, als ſie äußerlich vor den Menſchen tadellos und aufs höchſte geachtet und geehrt daſteht. Vor ihrem Tode bittet ſie ihren Sohn, bei ihrem Begräbnis nur ein Bußgebet ſprechen zu laſſen; das ſei vielleicht das einzige Gute an ihr, daß ſie ſich nicht beſſer vorkomme als irgend ein andrer Menſch, er ſei, wie er wolle. Ich meine, das Gefühl dieſer Frau, das „ſich nicht beſſer vorkommen als irgendwer“ müßte uns allen eigen werden. Und ſind wir dann ſo „arm am Geiſte, voll Hunger und Durſt nach der Gerechtigkeit, trauernd über uns ſelber“, ſo tritt das Evangelium an uns heran mit dem ſiebenfachen „Selig! Selig!“ Sehen wir nicht mehr auf uns ſelber, ſo finden wir *den Gott, der die Verlorenen rettet, den Gott, der aus dem Nichts ſeine Welt ſchafft, der aus der Finſternis das Licht hervorruft, den Gott des Wunders und der Allmacht, der auch das Unmögliche möglich macht.*

Haben wir den gefunden, ſo können wir auch andern Menſchen innerlich helfen. Eine der Aufgaben von uns Chriſten ſehe ich darin, den Menſchen Mut zu machen, großen Mut! Wir ſollen den innerlich Leidenden und Verzweifelnden ſagen, daß auf den erſten Schritt der Umkehr hin Gott bereit ſei, mit all ſeinem Reichtum und ſeiner Kraft zu ihnen zu kommen. „Lauter Glaube, Luſt und Liebe, Kraft in Gott ſollen wir ſein,“ ſagte Blumhardt. Iſt uns das ſchon ſelbſtverſtändlich? Nun, ich möchte nur betonen: Wir müſſen's *aus dem Tiefſten* holen, wenn wir Gedrückte aufzurichten haben, und wir

können's auch aus dem Tiefſten holen, denn unſer Gott iſt der Gott der Verlorenen!

Wir richten unſre Augen auf die arme Welt der Gegenwart mit ihrer tauſendfachen Verlorenheit. Wir tun es mit ſtarkem Vertrauen und großer Hoffnung: *Gott wird dieſer Welt helfen, denn es iſt ſeine Welt!* Fürchten wir uns nicht, das auszuſprechen, trotzdem wir wiſſen von dem Sumpf ihrer Laſter, von ihrer unüberſehbaren materiellen und geiſtigen Not (man braucht nur an die Millionen Arbeitsloſer und Hungernder zu denken), trotzdem wir wiſſen von der Gefahr des Völkerkrieges und der noch größeren des Bürgerkrieges. Er iſt der Mächtige auch in unſrer Zeit und wird noch die großen bibliſchen Verheißungen erfüllen, die von der erwachenden Sehnſucht der Völker und von der Ausgießung ſeines Geiſtes auf alles Fleiſch, vom Bund zwiſchen ihm und den Menſchen und vom Friedensreich! „Die Verheißungen Gottes ſind gewiß", ſagte William Booth. Aber Gott braucht uns. Wenn wir ſonſt gar nichts tun könnten, ſo braucht er unſern *Glauben:* Wir dürfen wiſſen, daß ſchon der wichtig iſt und etwas beitragen kann zur Rettung der Welt.

Mit dankbarer Freude anerkenne ich, was im Anſchluß an das Werk jener Großen, von denen ich redete, zur Rettung der Verlorenen getan wird in der Chriſtenheit. Ich denke z. B. an die Heime, wo die verlaſſenen Kinder aufgenommen werden; ich denke an die Arbeit der den geſunkenen Trinkern nachgehenden Blaukreuzagenten (gewöhnlich ſind es ſelber geweſene Trinker, darum können ſie's am beſten: das iſt ganz folgerichtig nach allem, was ich hier ausgeführt habe). Ferner an jene chriſtlichen Führer, die zu den Arbeitern, den Sozialdemokraten gehen, dafür freilich von vielen Chriſten mißverſtanden oder gar beſchimpft werden; dieſe letzteren ſcheinen nicht daran zu denken, daß Jeſus nicht zu den Frommen und Kirchlichen ging, aber zu den Zöllnern und Sündern. Weiter erinnern wir uns an die Miſſion, durch welche in unſrer Zeit viele Nichtchriſten zu Chriſten werden, wahrſcheinlich zu beſſeren Chriſten, als wir im alten Europa es ſind, weil ſie in der erſten Liebe ſtehen; auch an die ärztliche Miſſion denken wir, welche die fremden Völker aus ihrem Krankheitselend zu reißen ſucht. Und noch vieles andere könnten wir nennen! Es iſt alles recht, wenn es ohne Selbſtgerechtigkeit und Machtinſtinkte, einfach im Geiſt des ſelbſtloſen Dienenwollens, geſchieht. Freilich will es uns wie nichts vorkommen all dem Elend gegenüber. Darum hoffen wir auf Gottes noch größere Kraft, auf ſein *Reich!* Dieſe große Erwartung für unſre *ganze* arme verlorene Welt macht uns ſtark und froh. Wir glauben an Gottes Wirken gerade dort, wo wir am wenigſten können, wo alle menſchlichen Hilfsmittel und Hoffnungen zu Ende ſind. Zu furchtbaren Entſcheidungen, zu letzten Kämpfen ſcheinen ſich die Weltereigniſſe zuſammenzuballen. Seien wir ruhig: Es geht heute um alles, aber *Gott*

wird alles gewinnen! Keine Nacht ist ihm zu dunkel. Er schafft jetzt aus dem Tiefsten und wird seinen verlorenen Sohn, die Menschheit, doch noch retten, einen Brand aus dem Feuer!

Ich habe früher einmal in einem Kreis von Menschen einige dieser Gedanken geäußert. Jemand antwortete mir: „Ja, *wir* haben doch nicht gerade diese Aufgabe an den Verlorenen; nicht dieses Schwerste wird von uns verlangt; unsre Aufgaben, denen wir zu genügen haben und mit unsren Durchschnittskräften zu genügen imstande sind, sind zum Glück leichter." Das ist ja ganz richtig. Es müssen Berufene sein, die diese Aufgabe angreifen, und *Gott* beruft sie; so ist es immer gewesen, und so wird es immer sein. Gott allein kann die Kräfte dazu geben, wie er sie jenen großen Helden des Glaubens und der Liebe gegeben hat, daß sie das werden konnten, was sie wurden. Ohne diese Voraussetzung muß dem Menschen bald der Atem ausgehen. Ins Unendliche wächst ja schon die Aufgabe an einem einzigen verlorenen Menschen! Aber sind wir (ich rede von uns Christen überhaupt) ausgeschlossen von der innern Teilnahme an diesen Dingen, wenn wir nicht gerade einen speziellen Beruf an den Verlorenen haben? Ich glaube, genügend gezeigt zu haben, daß das nicht sein kann. Wenn's nur wegen des einen wäre, uns zu zeigen, daß wir noch in den allerersten Anfängen unsres christlichen Werdens stehen! Aber es ist noch etwas anderes. In demselben feinen Büchlein, dem ich schon ein Beispiel entnommen habe, erzählt Anna Schieber von einer jungen Sonntagsschullehrerin. Diese hatte, wie es üblich ist, einen Kreis von Kindern um sich, denen sie die biblischen Geschichten erzählte. Es war eine Mädchengruppe. Sie hatte große Freude an den Kindern und suchte sie möglichst aus dem Leben heraus zu unterrichten. Da hatte sie eine unangenehme Sache mit einem der Mädchen, mit einem, dem man die Herkunft aus armen Verhältnisse anmerkte. Ich will nicht die ganze Geschichte wiederholen. Genug: sie glaubte sich von dem Mädchen angelogen und tadelte es entrüstet deswegen; die Betreffende war vor allen andern vernichtet. Das Mädchen kam dann nicht mehr in die Sonntagsschule; aber die Lehrerin war bald innerlich unsicher geworden über ihr eigenes Betragen dem Kinde gegenüber, und sie suchte es auf. Sie fand es nicht mehr und gewann nur einen nachträglichen Einblick in die traurigen Verhältnisse, in denen es gelebt. Sie fand das Kind nie mehr, bis — sie es wiederfand in allen Kindern, die in der Folgezeit unter ihre Hände kamen und in die sie nun besser hineinhorchen lernte. Sie vergaß das stille Kind nie; sie träumte davon, wie sie mit ihm in Freundschaft hätte verkehren wollen, und andere schöne Dinge. Es blieb ein Traum, der sich nie verwirklichte. Aber die unerfüllte Sehnsucht verhalf der Frau dazu, *etwas zu werden, was sie sonst nicht geworden wäre.* Mir scheint: Das Bewußtsein unsrer Schuld den Verlorenen gegenüber sollte, eben weil wir diese Schuld nicht ab-

tragen können, eine ähnliche Wirkung auf uns haben. Es ſollte uns dazu veranlaſſen, daß wir ſuchten, allen Menſchen, mit denen wir zu tun haben, mit jener großen Liebe zu begegnen, die Kraft und Hilfe werden kann auch im Letzten und Tiefſten, wenn es einmal von uns verlangt wird. Wir ſind — Gott ſei Lob und Dank! — noch nicht innerlich fertig, können es niemals ſein! Sondern wir dürfen immer noch wachſen. Unſer Denken kann immer noch weiter werden, unſer Glaube immer noch ſtärker, unſre Liebe tiefer und unſre Hoffnung größer . . . *Chriſtian Holzer.*

Unter die Uebeltäter gerechnet.

Es iſt ein Verhängnis, zu den Braven zu gehören. Jeſus hält es nicht mit dieſen, ſondern mit den Uebeltätern. Er iſt ſelber ein ſolcher in den Augen der Guten. Das iſt wohl eine anſtößige Behauptung. Und wir ſollen das Anſtößige vermeiden. Aber dann müſſen wir die ganze Paſſion Chriſti vermeiden, ausſchalten, gerade das, worin wir den Pulsſchlag des Gotteslebens, des Gottestuns ſo deutlich ſpüren wie ſonſt nirgends. Die Paſſion iſt von Anfang bis Ende anſtößig. Immer mehr hebt ſich in ihr der Uebeltäter Jeſus vom Hintergrunde ab, bis er zuletzt zwiſchen zwei Mördern am Kreuze hängt. Es iſt doch ausgeſchloſſen, daß man ſich abwendet von dem, daß man mit Liſt und Gewalt umgarnen will den, daß man einzig noch die Hinrichtung herbeizwingt für den, welchen man als Wohltäter betrachtet. Wir nehmen ganz beſtimmt Jeſu Leiden zu leicht, wir treiben damit, ſcharf beſehen, nur ein ſentimentales Spiel, wenn wir, die Braven, Rechtſchaffenen, Geachteten, ihn hartnäckig immer den lieben, ſüßen Wohltäter nennen. Wir ſtoßen erſt dann auf den harten Felſengrund der Wahrheit, wenn wir's als eine für alle Zeiten feſtſtehende Tatſache nehmen: Er iſt unter die Uebeltäter gerechnet!

Es iſt gar nicht nötig, daß wir uns auf die Seite der Uebeltäter, der Verbrecher ſtellen. Wir wiſſen zu gut, daß in ihnen unheimliche Mächte am Werke ſind, die Verneinung alles Guten, der Wille zum Durchbrechen jeder Ordnung, ſie mag noch ſo gerecht ſein. Es gibt Menſchen, deren Luſt im Zerſtören, Verwüſten beſteht. Wir können nicht daran denken, die verſchiedenen Schutzvorrichtungen gegen ſie, Polizei, Gericht, Strafvollzug, abzuſchaffen. Wir mögen auch die vielen Geſetze, welche unſer Zuſammenleben regeln, nicht entbehren. Daß Lüge, Fälſchung, Diebſtahl, Raub, Brandſtiftung, Mord verboten ſind, finden wir in Ordnung. Wir glauben ſogar feſt, daß Gott dies verboten hat.

Aber das iſt nötig, daß wir Jeſus auf der Seite der Verbrecher ſehen, alſo nicht auf unſerer, ſondern auf gegneriſcher Seite, und zwar nicht etwa als unſern Abgeordneten, damit er ihnen unſere